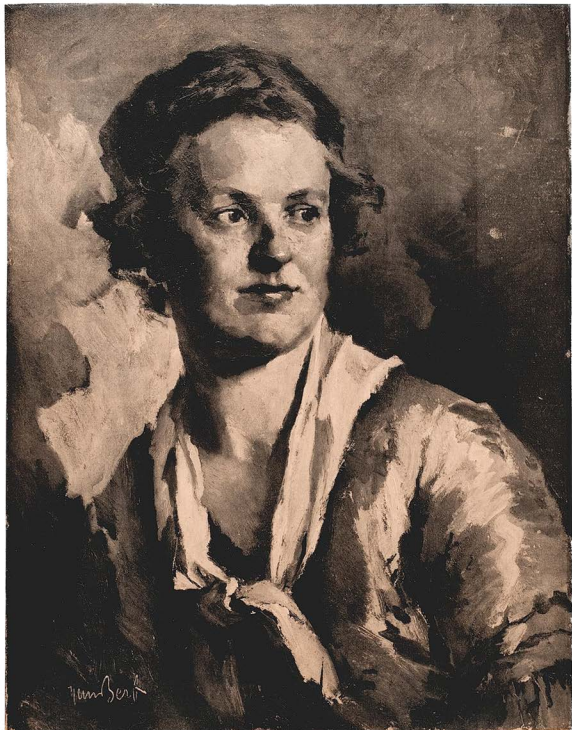


J U G E N D

NUMMER 17 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Die Erbhofbäuerin

Hans Best

Zwei Freundinnen und ein Mann

Eine nachdenkliche Angelegenheit - Von Ralph Marius Kah I

Der Südfürtengens:ofthändler Heinrich Kunze jr. steigt aus seinem funkelneigeuen Wagen. Mit weltmännischer Geste streift er die Schweinslederhandschuhe ab; rückt den grauen Zylinder zu-recht und hängt sich mit lässiger Gebärde das hellgelbe Lederetui mit dem Zeißglas um die Schulter.

Ein Menschenstrom ergießt sich von allen Seiten zu den Ein-gängen des Rennplatzes.

„Wie wird das große Derby enden?“ Eine Frage, die man Vielen buchstäblich vom Gesicht ablesen kann.

Für Kunze sind diese Leute lediglich Statisten; gewissermaßen

nur Rahmen für ein grandioses Ereignis. — Wettflieber findet er vulgär; deshalb ist das Rennen selbst, für ihn, nur von sekundärer Bedeutung. Was ihn in erster Linie hergelockt hat, ist die gesellschaftliche Seite der Angelegenheit.

Wie ein zum Leben gewordenes Bild aus der Zeitschrift: „Der elegante Herr“ steigt er die Treppe zur Tribüne hoch. Unzählige Augenpaare fühlte er interessiert auf sich ruhen; aber nicht um einen Zoll wendet er den Kopf, sondern blickt geradeaus ins Lerre: dandy-like!

Die stille Melodie der Bewunderung tut ihm wohl. Er fühlt sich



Aus dem Schwarzwald

E. Brauneis (München)

ganz groß in Form. Ein dezentes Lächeln umspielt seine Lippen, während seine rechte, belackschuhete Fußspitze den Rhythmus eines Tanzschlagers trommelt. — Banale Gespräche liebt Kunze nicht; deshalb empfindet er es besonders wohlthuend, daß er in seiner unmittelbaren Nähe kein bekanntes Gesicht sieht. Auf dem Rennplatz über Gespräche zu sprechen, schickt sich nicht; das ist sein Grundsatz und davon läßt er sich von niemand abbringen. Aber wie jeder Mensch, so hat auch Kunze seine Schwächen und die sind: Elegante Frauen, schöne Kleider — und in dieser Kombination, sonderbar genug — gutes bürgerliches Essen. —

Das erste Rennen läuft bereits. Ein herrlicher Anblick wie die Pferde über den Rasen fliegen.

Wie aus dem Erdboden gewachsen, stehen plötzlich zwei reizende Damen in Kunzes Nähe. Die eine verfolgt mit Spannung die Vorgänge auf der Bahn; während die andere, über die Möglichkeit einer Annäherung mit jenem vornehmen Herrn philosophiert, der nur einige Schritte von ihr entfernt steht und so ganz ihr Typ ist.

„Wandel!“ flüstert aufgeregt Nanette und zupft dabei ihre Freundin leicht am Ärmel.

„Sieh' doch mal! Ist er nicht göttlich?“

Die Angeredete wendet widerwillig den Kopf. Sie ist noch verärgert über die Bosheit ihrer Freundin, die in einem neuen blauen Seidenkleid angerauscht kam, ohne daß sie vorher von dieser Tatsache verständigt wurde. Das empfindet Wanda taktlos. Es ist ihr deshalb nicht zu verübeln, daß sie schlecht gelaunt ist und gereizt frägt:

„Was ist denn los! Von wem sprichst du denn eigentlich?“

Nanettes linkes Auge spielt in Richtung Kunze, dabei haucht sie: „Er mahnt mich so an Wohlbrück!“

Wanda lächelt mokant. „Wohlbrück!? — Ich glaube du irrst ein bißchen, meine Liebe, der distinguierte Herr ist niemand anderes, als Gemüsehändler Heinrich Kunze“, meint sie mit Ironie und fügt noch hinzu: „meines Wissens schwärmt er mehr für grün als für blau!“

Der Hieb sitzt. Nanette tut pikiert; aber innerlich freut sie sich wahnsinnig, da sie nun bestimmt weiß, wie todchic sie in dem „Neuen“ aussehen muß. Frauen sprechen in solchen Dingen eine andere Sprache, die Männer nie begreifen werden, weil sie des feineren Sinnes mangeln. Und es gibt nur eine Regel dafür: „Ja“ bedeutet in solchen Fällen „Nein“, und „Nein“ wird zum „Ja.“ Kunze der zwar kein Wort der Unterhaltung versteht, fühlt instinktiv, daß über ihn gesprochen wird. Mit einem schnellen verstorbenen Seitenblick mustert er die zwei entzückenden Damen. Zufrieden lächelt er in sich hinein. Seine Eitelkeit wird geweckt. Kunze versteht zu bluffen und er macht das wirklich wirkungsvoll. Alle seine Bewegungen werden von diesem Augenblick an, nur für zwei Augenpaare zugeschnitten. Sozusagen: Großaufnahme! — Er brilliert raffiniert mit Gesten der großen Welt. Er entwickelt Fähigkeiten, daß ein Filmstar vor Neid zerspringen wäre. Kunze steigert dieses Spiel von einer Minute zur anderen. Er bringt das Kunststück fertig — im spannendsten Augenblick, gerade als der Außenseiter „Stella II“ mit phantastischem Endspurt um Nasenlänge vor dem favorisierten „Dunkelaue“ durch's Ziel rast — blasiert zu gähnen.

Nanette ist entzückt — nicht von der prächtigen Leistung des Pferdes — sondern von Kunze, der ihr als Inbegriff aller Vornehmheit erscheint. Während ihres bisherigen Lebens hat sie die ganze Skala der Liebe, in allen ihren Variationen, durchlebt, und stand nun an einem Punkt, den man allgemein als tot bezeichnet. Poetisch ausgedrückt: Spätherbst der Liebe. Es ist nur zu klar, daß sie sich nach den frühlingsgleichen Gefühlen einer neuen amorösen Anbahnung sehnt und dieser Wunsch, scheint

ihm im Augenblick, symbolisiert durch einen grauen Zylinder. — Zwei Tage später hält Kunze Mercedes vor dem Haus in dem Nanette wohnt. Rätselhaft blieb allerdings, wie er ihre Adresse erfahren hatte. Aus einer vagen Vorstellung wird nun Wirklichkeit. Der Frühling der Liebe zieht in ihrem Herzen ein.

Es kommen Tage ungetrübten Glückes. Heinz erfüllt ihr jeden nur erdenklichen Wunsch. Ihr Kleiderschrank wird zu klein. Eine stille Zufriedenheit erfüllt sie; aber auf die Dauer wird ihr, bei ihrer Veranlagung, dieses Empfinden lästig. Sie legt sich die Frage vor: Was haben Dinge für einen Sinn, wenn man sie nicht herzeigen oder sie besprechen kann? In einer solchen Stimmung fällt ihr wieder Wanda ein. Sechs Wochen sind seit dem Derby verflossen und so lange hat sie ihre Freundin nicht mehr gesehen. Die Temperatur ihrer gegenseitigen Freundschaft ist seit jener Zeit auf den Nullpunkt gesunken. Kunze war die Ursache. Wanda kannte ihn von früher her und schien auch noch ein bißchen in ihn verliebt zu sein; denn auf dem Heimweg vom Rennplatz kam es wegen Heinz zu Meinungsverschiedenheiten, in deren Verlauf Wanda Äußerungen gebrauchte, die alles andere als schmeichehaft für Nanette waren.

Nanette hatte das nicht vergessen und es war sicher in Ordnung, wenn sie nun eine alte Schuld kassieren wollte. Nachdem nun so ziemlich alles fest zwischen ihr und Heinz war, konnte Wanda in keiner Weise mehr gefährlich werden. —

Wanda ist von bezaubernder Liebeshwürdigkeit, als Nanette plötzlich auf der Bildfläche erscheint. Der Besuch überrascht sie keineswegs, im Gegenteil, sie hat ihn schon früher erwartet und sich längst darauf vorbereitet. Mit Nonchalance überbrückt sie deshalb die Unterbrechung ihrer Freundschaft zu Nanette. Sie tut einfach so, als sei nie der kleinste Streit zwischen ihnen vorgefallen; und eine Viertelstunde später, sitzen sie beim Tee, wie in alten Tagen. — Nach einem längeren Diskurs über die neue Linie der Tea-gowns, lenkt Nanette geschickt das Gespräch auf ein anderes Thema. Sie hat lange nach einem Übergang gesucht und fürchtet nun, nervös zu werden, wenn sie noch länger damit zögern würde. Mit gleichgültiger Miene greift sie nach dem Modejournal und blättert darin. Sie schlägt noch einmal das Modell „Beatrice“ auf und betrachtet es mit eingehender Gründlichkeit; dann reicht sie freundlich das Blatt ihrer Freundin, während sie leichthin meint:

„Beatrice“ würde also nach deinem Geschmack sein? — Gut, dann lasse ich es mir machen; aber glaubst du auch, daß es in Monte — (sie unterdrückt das Wort Carlo, weil nach ihrer Meinung „Monte“ ohne dem abgedroschenen Anhängsel, wahnsinnig vornehm klingt) — der demier *gr* sein wird!“

„In Monte — wieso in Monte?“ gibt Wanda mit gut gespielter Erstaunen zurück. Nanette freut sich über die Wirkung ihrer Worte, deshalb trumpft sie noch besser auf:

„Ach, weißt du! — Heinz drängt so nach Monte; während ich persönlich lieber nach Baden-Baden wollte. Aber du weißt ja selbst wie Männer sind; da wird mir nichts anderes übrig bleiben als nachzugeben und schließlich, meinestwegen, dann fahren wir eben nach Monte. — Aber eines muß dir heute schon versprechen, meine Liebe, daß du uns dort besuchen wirst!“ Das war bodenlos infam; aber Wanda überhört scheinbar die zynischen Worte ihrer Freundin und pariert gewandt den Schlag, indem sie die freundliche Einladung ignoriert und mit nachdenklicher Miene frägt:

„Heinz!?“ Du meinst doch nicht etwa Heinrich Kunze?“

Nanette nickt nur; dann tut sie ganz bestürzt:

„Großer Gott, wie konnte ich nur so vergeblich sein, dir das zu erzählen: Denke dir nur, Heinz kam ganz plötzlich zu mir und flehte mich an seine Frau zu werden. Es kam mir zu überraschend; deshalb lehnte ich es vorläufig ab. Aber als er mich bat wenig-

stens seine Freundin zu werden, fand ich nichts dahinter; denn er ist wirklich ein ganz reizender Mensch.

Zu dir kann ich es ja sagen: Ich bin fest entschlossen ihn nach unserer Rückkehr aus Monte zu heiraten; denn ich weiß, daß ich ihm damit seinen größten Wunsch erfülle!“

Wanda lacht eine Koloratur, die Nanette aus ihrem seelischen Gleichgewicht wirft. Der Kampf ist offener geworden und alles deutet darauf hin, daß die Sache gar nicht so nach Wunsch geht, wie Nanette anfänglich glaubte. — Auf Wandas Gesicht liegt kein Schimmer des Neides, als sie mit todenster Miene sagt: „Du hast ein unheimliches Glück, meine Teure! Wollen wir hoffen, daß alles nach deinem Wunsche geht!“; dann ergreift sie die Hand ihrer Freundin und gratuliert ihr so herzlich zu ihrem Erfolg, daß Nanette nicht weiß, wie sie die Worte zu nehmen hat. Es ist eine unbehagliche Situation entstanden und die ändert sich auch nicht, trotzdem daß Wanda erneut Tee nachgießt und von dem wundervollen Gebäck versetzt, das Nanette so leidenschaftlich liebt. Auch die Konversation wird schleppend, obwohl das verfängliche Gespräch längst gewechselt und Wanda sich bemüht, witzig zu sein. — Nanette sinnt auf Rache. —

Wutentbrannt fährt sie im Taxi heim. Unglücklicherweise wartet Heinz bereits auf sie und ist über ihr langes Ausbleiben merklich verstimmt. Es kommt zu einem wüsten Auftritt. Nanettes aufgespeicherter Ärger entläßt sich hemmungslos. Was sie in die Hände bekommt, kracht auf den Boden. Kunze ist entwaffnet. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich um seine Achse zu drehen und wortlos zu verschwinden.

Zwei Tage läßt er sich nicht sehen. Am dritten packt Nanette ihre Koffer und fährt ins Bad, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Sie ist davon überzeugt, daß er sich unheimlich nach ihr sehnen wird; aber sie ist fest entschlossen ihn eine Zeitlang zappeln zu lassen. —

Vierzehn Tage vergehen, ehe sie ihm schreibt. Kühl und sachlich. — Ihr Brief wird nicht beantwortet. — Nanette kämpft innerlich. Sie entdeckt plötzlich, daß das Leben nicht allein aus Launen und schönen Kleidern bestehe. Gegen ihren Willen schreibt sie noch einmal. Diesmal ist der Inhalt ein einziges Flehen. Tage kommen und vergehen. Die Zeit wird ihr endlos lang. Sie wartet und wartet. — Kein Lebenszeichen von Heinz. Da erkennt sie mit schrecklicher Gewißheit, daß ihr der Wind aus den Segeln genommen ist. Sie wagt nicht mehr zu denken. Einer dunklen Ahnung folgend, reist sie sofort ab. —

Ihre Wohnung findet sie trist und öd. Noch mit Hut und Mantel bekleidet, stürzt sie auf den Briefkasten. Zwei Nachrichten findet

sie vor: Eine kolorierte Ansichtskarte vom Gardasee von Heinz, mit konventionellen Grüßen, und einen, mit einer italienischen Marke frankierten Brief. Die Schrift ist ihr wohlbekannt. Mit bebenden Fingern reißt sie den Umschlag auf. Die Buchstaben tanzen ihr vor den Augen, während sie liest:

„Geliebte Nanette!

Hoffentlich erreichst Dich noch mein Brief vor Deiner Abreise nach Monte! Ich bin todunglücklich darüber, daß ich Dich dort leider nicht besuchen kann. Seit meiner Verheiratung mit Heinz geht alles drunter und drüber. Ich fand nicht einmal die Zeit, Dich noch rechtzeitig von dem Ereignis zu verständigen. Du darfst mir deshalb nicht böse sein!

Mein Mann ist von rührender Aufmerksamkeit und liest mir alle meine Wünsche von den Augen ab. Nur in einem Punkt, muß ich etwas lächeln über ihn: er ist nämlich trotz seiner sonst weitmännischen Art — die Du ja so an ihm liebst — etwas spießig, was das Essen betrifft! Aber das ist ein Fehler, der eigentlich keiner ist, wenn man es recht bedenkt. Meinst Du nicht auch? Ich korrigiere ihn dadurch, daß ich ihm jeden zweiten Tag seine Lieblingspeise koche und da solltest Du sehen, wie er sich freut! Er lobt meine Küche über alles und behauptet, daß er so froh ist, eine so gute Hausfrau bekommen zu haben, wie mich — der Schmeichler; — aber man kann ihm nicht böse sein. — Das Häuschen mit dem reizenden Gärtchen, das er für uns gemietet hat, solltest Du sehen! Vielleicht ist es Dir einmal möglich uns zu besuchen; nichts würde mir eine größere Freude bereiten! Aber nun muß ich schließen, denn ich höre Heinz schon nach mir rufen und ich möchte ihn nicht gerne verstimmen. — Ein anderes Mal hörst Du mehr von mir.

Herzliche Grüße von Deiner

Wanda Kunze.“

Nanette ist kreideweiß im Gesicht. Sie zerreißt Brief und Karte in tausend Stücke.

Von dieser Zeit an geht Nanette wie betäubt durchs Leben. Sie steht schon mit einem Bein bereits im Winter ihrer Liebe; da findet Nanette doch noch einen Mann. Der trägt zwar nicht Schweinslederhandschuhe und gegen graue Zylinder hat er eine Abneigung; dafür ist er aber ein Mensch, der das reale Leben von der richtigen Seite anpackt. —

Ihre Flitterwochen verbringen sie nicht in Monte Carlo, sondern in den bayerischen Bergen. Aber Nanette fühlt sich, innerlich gesund geworden nach langer Zeit, wieder recht glücklich, in der traumverlorenen Einsamkeit des kleinen Gebirgsdorfes.

DER DICHTER

Am Wegrand war's, Er saß auf einem Stein
Wie einst der Gute von der Vogelweide . . .
Das Haupt gestützt . . . zerwühlt von tiefem Leide . . .
Am Wegrand war's . . . Stumm saß er und allein.

Da kam ein Rauschen durch den finsternen Tann,
Und aus des Hügels Matthiassonschem Glimmer
Schritt Petrus her in überird'schem Schimmer
Und stand vor ihm und sah ihn lange an . . .

Still war es rings. Es atmete kein Strauch.
„Was weinst du?“ sprach der hehre Gottesgandte.
„Ich schreibe Fouilletons!“ — Da wandte
Sich Petrus wehvoll um und weinte auch.

Wilhelm Edward Gieske

DIE WUNDE

VON R. SPITZ

Schon lange war sich Walter bewußt, daß es langsam, aber stetig mit ihnen abwärts ging, daß das Elend näherrückte. Er war an Not gewöhnt, doch er hatte Augen, die Brotschnitten wurden kleiner, der Blick der Mutter bekümmert. War die Liebe, mit der ihm die Bissen gereicht wurden, auch dieselbe, so beruhigte ihn das doch keineswegs. Mit dem Scharfsinn des Zwölfjährigen, der aus Kummer und harter Arbeit herausgewachsen war, wußte er bald, wie alles gekommen war. Die Mutter wurde alt, die Augen blind und das Nähen der feinen, weißen Wäsche, das gerade für ihren Lebensunterhalt reichte, wurde ihr entzogen. Mehr war die Arbeit schon, aber wertloser. Und der kleine Walter kam nicht mehr zur Ruhe. Seine Mutter konnte nicht mehr. Nun war es an ihm, zu verdienen, um mitzuhelfen, mitzuschaffen, was ihnen fehlte.

Verdienen!

Er wußte, daß es schwer, sehr schwer sein würde, denn er war mit seiner Umgebung und deren Begriffen von Leistung und Arbeit vertraut. Tausende kräftige Hände lagen untätig im Schoß, konnten, durften nicht arbeiten. Wer würde da ihn, den kleinen, zwölfjährigen Knirps beschäftigen. Aber es mußte gehen.

Mit zwingender Notwendigkeit klammerte sich dieser Gedanke in seinem Hirn fest.

Wenn er suchte, würde er schon finden, dachte er und zog los. Überall erfolglos. Er schrieb die Erfolglosigkeit seiner Schüchternheit zu und nahm sich fest vor, sie sich abzugewöhnen. Er tat es auch. Und trotzdem hatte er keinen Erfolg.

Es war eines Tages, als er ratlos nach allen Seiten blickte, als ein staubbedecktes Motorrad heranaste und direkt vor ihm stoppte. Der Besitzer wollte eben ins Haus treten, als Walter ihm nachstürzte.

„Darf ich aufpassen?“ fragte er mit einem Mut, den er sich vor Minuten nicht zutraut hätte. „Oder putzen?“

Achtlos, gedankenlos kam es zurück: „Aufpassen? Sag lieber: Stehlen.“

Zwei Kinderaugen öffneten sich zu ungewöhnlicher Weite, zu großem, verwundertem Starren, bis sie sich langsam mit Tränen füllten. Vorübergehende, die das Kind nach dem Grunde seines Weinens fragten, erhielten keine Antwort. Kopfschüttelnd gingen sie weiter und ahnten nicht, daß ein Mensch einen Hieb erhalten, der ihn fürs Leben verwundete.



Liebe Jugend!

Es war auf der Fahrt nach Südafrika. Kein Mensch in der Kabine kann ein Auge zu machen, so laut schnarcht der lange Engländer.

Endlich rafft Herr Krause seinen müden Leib und sein bestes Englisch zusammen: „Mister, he, Mister, you are —“ Da war sein Englisch zu Ende und er imitiert zur Verständigung das beanstandete Geräusch.

In gutem Deutsch kommt es aus der Kojе: „Schnarchen heißt in Englisch: to snore, regelmäßiges Zeitwort!“ Sprach's — und schnarchte weiter.

Erlauchtes

„Du, Ella!“ sagt die eine der gebildeten jungen Damen zur andern, „wie heißt doch eigentlich dieses Vordach, das die Adelligen früher hatten — im Figaro ist auch davon die Rede — wenn einer ihrer Untergebenen heiratete — so ein lateinischer Name.“

„O, ich weiß!“ ruft Ella. „Jux primae noctis.“

Kindermund

Die kleine Irene war ein sehr wißbegieriges Kind. Einst stellte sie die indiskrete Frage an ihre Mutter: „Mutti, sag mir doch, wie war's denn, als du dich mit Vater verlobtest?“

Darauf erwiderte, in Erinnerung versunken, die Mutter: „Ach, das war wunderschön; wir standen am Waldessaum. In der Ferne zuckten grelle Blitze und dumpf rollte der Donner. Mitten im Gewitter haben wir uns verlobt.“

„Deshalb fürchtet sich wohl Papa so vorm Gewitter“, sagte darauf die nun zufriedengestellte Kleine.

Wahres Geschichtchen

Wir waren am Tage der Beisetzung eines deutschen Bundesfürsten auf dem Kasernenhof unserer sächsischen Garnison angetreten und harrten auf den Herrn Oberst, der den Parademarsch der Rekruten erstmalig besichtigen wollte. Alle Gebäude ringsum halbmaß geflaggt. Da fragte der Feldwebel einen Rekruten, warum heute halbmaß geflaggt sei? Hierauf antwortete dieser prompt: „Weil der Herr Oberst kommt, Herr Feldwebel!“

Oh, diese Fremdwörter

Auf einer musikalisch-dramatischen Soirée trägt auch Professor X. Verschiedenes vor. Ein Herr und eine junge Dame unterhalten sich in einer abgelegenen Ecke über seine Vortragsweise und der Herr bemerkt, daß ihm X. im kleinen Kreis sehr gefiele, daß er aber bei seinen Matinéen etwas stark posierte. Worauf die Dame entgegnet: „So? Mir ist er noch nicht zu nahe gekommen!“

Liebe Jugend!

Ein afrikanischer Farmer hat auf dem Markte gute Geschäfte gemacht. Im Vollbewußtsein seiner gefüllten Börse nimmt er im Grand Hotel des Ortes das opulente Diner ein.

Nach Beendigung desselben fragt ihn der Kellner dienstbeflissen: „Café noir?“ Der Farmer bejaht. Während der Kellner schon davonleitet, ruft er ihm noch mit lauter Stimme nach: „But with plenty of milk.“

In einer frommen Universitätsstadt beendetete ein Professor der Theologie sein Kolleg mit dem Satze: „Lassen Sie mich daher den Inhalt unserer heutigen Betrachtung dahin zusammenfassen, daß wir zwar nicht wissen, ob am jüngsten Gericht mit Trompeten oder mit Posaunen geblasen wird, aber, meine Herren, daß geblasen wird, das wissen wir!“

Die neue Uhr

Franz bekam seine erste Uhr und möchte sie am liebsten allen Menschen zeigen. Am Sonntag stolz über die Hauptstraße spazierend, begegnet er einem alten, freundlich aussehenden Herrn und hat einen feinen Einfall:

„Ach bitte, redet er den Herrn an, können Sie mir vielleicht sagen, wieviel Uhr es ist?“

„Gern mein Junge, — es ist gerade zehn Minuten vor 11.“

Franz, mit gewichtiger Miene seine Uhr ziehend, „Stimmt!“

Auszeichnung im Findlingsheim

„Warum lassen Sie, liebe Schwester, dem Jungen die Haare so lang wachsen?“

„O, der ist unser kleiner Künstler, zweieinhalb Jahre alt, und schon — zimmerrein.“

Wahres Geschichtchen

Eine fromme alte Frau kommt ihrer schwachen Augen wegen zum Arzt. Derselbe will sie, um ihre Sehschärfe zu prüfen, aus einem zu diesem Zwecke hergestellten Buche mit größerer und kleinerer Druckschrift etwas lesen lassen, worauf sie fragt: „Herr Doktor, haben Sie nichts Heiliges zu lesen?“

Der Raucher

„Ich rauche nie.“

„Ja, wozu haben Sie dann eigentlich Ihren Mund?“

Ein triftiger Grund

„Was? Schon wieder ein Hausball bei Ihnen, Herr Müller? Wozu geben Sie soviel Gesellschaft? Ihre Töchter sind doch schon verheiratet?“

„Gewiß. — Aber meine Schwiegermutter ist Witwe geworden!“

Taktik

„Sagen Sie, liebe Freundin, wie Sie denn das angestellt haben, daß Ihr Mann jetzt gar nicht mehr ins Gasthaus geht?“

„Das? Sehr einfach. Als er einmal wieder um 2 nachhause kam, frug ich, als er an die Türe klopfte: Bist du's Karl? — Nun, und mein Mann heißt doch Emil!“

Ein Mißverständnis

Ein trauernder Gatte bestellte für das Grab seiner Ehegattin einen Grabstein, der aus Sparsamkeit nur den Namen der Toten enthalten sollte. Der zungenfertige Verkäufer stellte ihm aber vor, daß es doch üblich sei, noch eine Inschrift, wie: „Ruhe sanft“, oder „Auf Wiedersehn“ auf dem Stein anzubringen. Um den Zudringlichen los zu werden, sagt der Besteller schließlich ärgerlich: „Also schreiben Sie: „Auf Wiedersehn! wenn's durchaus sein muß.“ Und geht.

Als der Grabstein einige Tage später auf dem Grabe aufgestellt war, las man vorne den Namen der Verstorbenen und hinten die Inschrift: „Auf Wiedersehn! wenn's durchaus sein muß!“

Sängerin: „Ich habe hier ein ärztliches Zeugnis, daß ich heute Abend nicht singen kann.“

Theaterdirektor: „Deshalb brauchen Sie sich nicht aufzuregen! Ich will Ihnen sogar ein Zeugnis geben, daß Sie nie singen können!“



Scherenschnitt

Julie Hahn

Vor Gericht

Der Diener des Kommerzienrats steht vor Gericht, weil er gestohlen hatte. Fragt der Richter die Zeugin Anna, Köchin bei Kommerzienrats:

„Hat Ihnen der Angeklagte auch etwas genommen?“

Woraus die Zeugin rot wird und meint: „Könnst ma nicht, Herr Richter, die Öffentlichkeit derweil ausschließen?“

Gesellschaftliches:

Die Taktlosen:

So oft man sie auch einlädt: Sie kommen! Die Gefräßigen:

Sie können gar nicht genug kriegen, obwohl man wiederholt sagt: Greifen Sie nur herzhaft zu!

Die Unverschämten!

Sie wollen absolut nicht gehen, wenn man auch fortgesetzt zum Dabeiblen auffordert.

Ein Sachse fährt von Meissen nach Berlin. „Unterwegs“, erzählt er, „steigt aber doch noch ein boomlanger Engländer ein und legt seine karierten Beine direkt in meinen Schoß. Und der Mensch nimmt sie nicht herunter bis Berlin.“

„Aber haben Sie sich denn das so ruhig gefallen lassen?“

„Ich kann do Kä Wort englisch!“

Freundliche Botschaft

Der Direktor des Zoo befindet sich auf einer Studienreise. Sein Oberwärter schickt folgenden Wochenbericht: „Alle Tiere sind gesund, nur der Langschwanz-affe spielt und frißt nicht mehr! Er seht sich anscheinend nach einem Gefährten. Was ist bis zu Ihrer Rückkehr zu tun?“

Fatal

A.: „Warum ist denn die Verlobung des Professors zurückgegangen?“

B.: „Nur wegen seiner schrecklichen Zerstreuung. Will er seiner Braut eine Schachtel mit einem Rosenzucker senden, vergißt aber schließlich die Rosen hinein-zulegen und schickt bloß die leere Schachtel mit der Inschrift: „Dein Ebenbild!“

Unvermutete Antwort

Ein elegant gekleideter Herr läßt sich nach dem Gerichtsgebäude fahren.

Chauffeur: „Soll ich vielleicht warten, bis der Herr wieder herauskommt?“

Herr: „Meinetwegen, wenn Sie so lange Zeit haben.“

Chauffeur: „Dauert's denn lange?“

Herr: „Nein, nur drei Monate.“

Der Drang nach Einsamkeit

Bei einer Gesellschaft hat ein Herr eine sehr schwärmerische Tischnachbarin. „Einsamkeit“, flüsterte sie im Laufe des Gesprächs, „Alleinsein, fern vom Getriebe der Menschen, einsam auf hohen Bergen stehend... haben Sie niemals dieses Drang empfunden?“

„Ehrlich gesagt“, lächelt da der Herr, „nie in meinem Leben. Aber jetzt spüre ich ihn...“

Opposition

A.: „Menschen mit Oppositionsgeist haben meist blaue Augen!“

B.: „Besonders nachher.“

Falsch aufgefaßt

Sie: „Was, so früh schon da aus dem Büro? Wenn's noch zehn Minuten Zeit häßt' mit dem Essen, so...“

Er: „Aber gewiß, Schatzer!“

„...so könnst' ich fertig sein mit dem Anziehen, um ins Gasthaus zu gehen. Ich hab nämlich das ganze Essen verpatzt!“

Auch eine Erklärung

„Vati, was ist eigentlich ein Chef?“

„Das ist der Mann, mein Sohn, der pünktlich im Geschäft ist, wenn ich mich mal verspäte und der zu spät kommt, wenn ich pünktlich bin.“

Wie er es sieht

In einem kleinen bayerischen Gebirgsdorf ist beim Schispringen aus irgendeinem Grunde eine Pause eingetreten und der kleine Toni, der dem Ganzen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt ist, fragt ungeduldig: „Vater, wann schmelzen s' wieder einmal einen runter?“

In Vertretung

Pollak verreist auf vierzehn Tage. Sein Buchhalter Krinkel soll ihn im Büro vertreten. Als Pollak zurückkommt, ertappt er seinen Buchhalter gerade dabei, wie er die Stenotypistin umarmt.

„Was machen Sie?“ schimpft der Chef, „haben ich Ihnen etwa Generalvollmacht gegeben?“

Verwechselt

„Mein Rasierwasser war aber heute etwas zu heiß!“ meint der neue Untermieter.

„Rasierwasser?“ ruft die Hausfrau entsetzt, „das war doch der Kaffee!“



Scherenschnitt

Julie Hahn

Präventiv

Bankier (zum Chirurgen vor der Operation): „Wenn ich in der Narkose etwas von der Bilanz unserer Bank sagen sollte, so bitte ich davon Kenntnis zu nehmen, daß nicht ein Wort davon wahr sein wird.“

Das Mindeste

„Kind, laß uns einen Schleier über die Vergangenheit ziehen!“ sagte der Gatte schuldbehaftet.

„Ich denke gar nicht daran. Ein Pelzmantel ist das Mindeste.“

Gute Auskunft

A.: „Sind Luftbäder gut für Rheumatisches?“

B.: „Ja, sehr! Ich habe meinen davon!“

Steigerung

„Ich finde kaum mehr einen passenden Vergleich. Meine Frau ist in der letzten Zeit so unverlässlich wie das Wetter.“

„Das ist doch gar nichts. Meine Frau ist mindestens so unverlässlich wie die Wettervorhersagen.“

Wahres Geschichtchen

Die Ehre des Polizeidieners von Xheim ist schwer verletzt, man hat ihm nachgesagt, er lasse beim Feierabendbieten nicht die gleiche Gerechtigkeit walten gegenüber allen Wirtschaften, die das fundamentum regnum ist. Der schöne Verleumder kommt von Schöffengericht. Der Zeuge Huber, dem die Rolle des Angeklagten viel besser liegt, als die eines Zeugen ist sehr stolz auf seine Ausnahmestellung und erklärt mit vielem Pathos: „Mer hawe Kaarte g'schpielt im griene Baam, um 3/12 kommt der Boleziedner und secht: „Feierwend, meine Herrn“ secht 'r. Do haw ich mei Kaarte hing'schmisne un haw g'seicht: „Aus is es, kee Kaart werd' mehr angerieht, 's is Feierwend!“

Der Amtsrichter (etwas ungläubig): „Das sieht Ihnen aber gar nicht ähnlich, war es genau so, wie Sie eben sagten? Sie haben einen Eid geleistet!“

Da tritt Herr Huber gegen den Richter-tisch vor und sagt halblaut: „Ja, wisse Se, Herr Amtsrichter, ich haw aach grad schlechte Kaarte g'hatt.“

Vom Exerzierplatz

Unteroffizier (als sich zwei katholische Soldaten etwas zuflüstern): „Maul Jehalten — Katholikentage kann ich in der Front nicht dulden!“

Schulhumor

In einer Frankfurter Schule wurden die Kinder aufgefordert, Namen von Heiligen aufzuzählen. Der „heilige Christof“, der „heilige Petrus“, der „heilige Augustin“ werden genannt.

„Und wen weißt du?“ fragt endlich die Lehrerin ein kleines Mädchen, welches am aufgeregtesten Zeichnen gibt. — „Die fromme Helene!“ —



Seeufer

Hermann Mayrhofer-Passau (München)

Begegnung

Wir zogen viele Lenz
Ein jeder seinen Lebenspfad,
Bis eines Schicksals Grenze
Am Kreuzweg halt! geboten hat.

Sommer-Sonnenglut liegt still
Auf Wald und grasiger Schneise,
Niemand weiß noch, was er will,
Doch ahnt es jeder leise —

Des Waldes Wipfel schwingen
In blauen Himmels Fächerhauch,
Zwei Herzen aber singen
Und stumm spricht Aug' zu Aug':

Du mußtest mir begegnen,
Es war vom Glück bestimmt,
Drum wird der Himmel segnen,
Was eins vom andern nimmt,

W. H. Dammann

Die Schule für Fortsetzungsromane

Mein Freund Bogumil besucht die S.F.F., die Schule für Fortsetzungs-Romane. „Was macht ihr dort?“ fragte ich ihn. „Mancherlei“, erwiderte er, „zum Beispiele bin ich jetzt gerade dabei, das Schreiben von Romanen in verschiedenen Fassungen zu erlernen.“ Ich machte ein trüchtes Gesicht. „Am besten“, sagte Bogumil, „du siehst dir einmal meine letzte Klassenarbeit an, dann wirst du schon verstehen.“ Ich sah mir die Klassenarbeit an. Die Aufgabe lautete:

Sahm: Lissy, ein armes, aber ehrliches Mädchen, hat sich im Wald verirrt und wird von irgendjemandem auf ein Schloß gebracht.

Dies Thema ist in drei Fassungen zu bearbeiten, erstens für eine illustrierte Zeitung (also mit kriminalistischem Einschlag), zweitens für ein mondänes, auf Glanzpapier gedrucktes Monatsheft, drittens für eine kleine Tageszeitung.

Bogumil hatte die Aufgabe folgendermaßen gelöst:

I. Für eine illustrierte Zeitung:

Wer ist Lissy?

Ottfried horchte auf. Rief da nicht, vom Waldrand her, eine Autohupe? Er schaute aus dem Fenster. Tatsächlich, ein eleganter Sechszylinder war gegen eine Föhre gefahren.

Er eilte die Treppe hinunter. Eine junge, hübsche Dame stand vor dem Wagen. Ottfried stellte sich vor: „Ich heiße Ottfried Baumgarten, Sie dürfen aber nicht glauben, daß ich das Schloß besitze. Das Schloß ist so teuer, daß es überhaupt niemand besitzt. Ich wohne nur in drei Räumen zur Miete...“

Er bat die Dame aufs gemietete Schloß. Sie sagte: „Mein Wagen ist entzwei, darf ich bei Ihnen übernachten? Oder haben Sie Angst?“

Ottfried lächelte. „Ich? Das ist gut!“ Er schüttelte die blonden Locken und zeigte lachend ein gesundes Gebiß, das im Reklameteil der Illustrierten gleich als Zahnputzmittel-Werbung verwendet werden kann.

„Wohin wollen Sie?“ fragte Ottfried. Die Dame verweigerte die Auskunft. „Wie heißen Sie? Wie kommen Sie in den unwirtlichen Wald? Woher kommen Sie?“ Sie sagte nichts. Was blieb Ottfried übrig, als sie auf ihr Zimmer zu bringen und selbst schlafen zu gehen.

Der ruhige Schlaf, der seiner Jugend eignete, wurde jäh unterbrochen. Eine Diele des alten Schloßfußbodens knackte, Ottfried setzte sich hoch und erkannte eine Gestalt im Zimmer. „Hallo!“ rief er. Die Gestalt verschwand. Ottfried hinterdrein. Es war niemand und nichts zu sehen. Er ging zum Zimmer der Dame, klopfte, keine Antwort. Da bekleidete er sich notdürftig und ging zum Auto am Waldrand. Es war verschwunden. Was war das?

War die Dame eine Diebin? Ottfried durchsuchte das Schloß, es fehlte nichts, Doch, halt — jenes Bild an der Wand, das er selbst einmal in Nizza gemalt hatte, war verschwunden. Es hatte die Tochter seiner Wirtin in Nizza dargestellt... Was hatte das zu bedeuten? Wer war Lissy?

(Fortsetzung folgt.)

II. Für ein mondänes Blatt:

Cocktail mit Li.

Gert nahm Li bei der Hand und sprach: „In diesem Schloß wohnen wir meistens zum Wochenende!“

Eine fröhliche Gesellschaft war beisammen. Da war Sonja, mit dem dunkeläugenden Blick, die mit übergeschlagenen Beinen neben dem Architekt saß, den sie alle Klops nannten. Da war ferner die dämonische Malerin Frieda, die meistens Zigarren rauchte, und die zu ihrem Unglück nie jemanden gefunden hatte, der es wagte, ihr diesen Unsinn zu verbieten. Auf der Couch lag Carmen, hochblond und mollig, denn so mondän ist ja keine Gesellschaft, daß nicht einige ihrer männlichen Mitglieder für mollige Mädchen inklinierten. Am Fenster aber standen zwei junge Herren in abwartenden Haltungen.

„Dies ist Li“, sagte Gert. „Ich habe sie vorhin im Walde gefunden. Sie hat sich verlaufen. Wir werden sie heute abend mit nach London nehmen.“

Carmen, die hochblonde, machte Schmall-Lippen: „Gibt es so was? Daß man ein Mädchen im Walde findet, als wäre es eine Bickbeere?“

„Also, Kinder, sei'n wir nicht nüchtern“, sagte Gert, „ich will zunächst mal einen kleinen Cocktail mixen!“ Er nahm Flaschen

und silberne Becher und braute mit Sachverstand und so wie er's im Tonfilm oft gesehen hatte, einen undefinierbar aussehenden Drink. Alle schmeckten und machten fachlich-kritische Gesichter. „Recht nett“, sagte die dämonische Malerin Frieda und dann trank sie ersteuliche Mengen.

(Fortsetzung folgt.)

III. Für eine kleine Provinzzeitung

Lissy verläßt ein Schloß.

Bodo von Reizenstein zuckte mit der immer noch männlichen Achsel. Erregung durchwallte sichtlich seinen Oberkörper. Lissy Waldmann erwiderte: „Bodo von Reizenstein, Sie irren sich in mir. Eine Freundin habe ich Ihnen sein wollen und will es auch heute noch. Mehr kann ich Ihnen nie geben!“

„Dann möchte ich nur wissen“, entgegnete Bodo höhnisch, „wem du mehr zu geben gewillt bist, und wenn ja, wieviel!“

„Bodo!“ rief sie in gekränktem Mähdentum, „das hätten Sie eben nicht sagen sollen. Das zerstört ja direkt unsere Freundschaft. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen Dankbarkeit schuldig bin, weil Sie mich aus dem Walde in dies zur verschuldete, aber immer noch hochherrschaftliche Schloß geführt haben. Sie haben wie ein Vater an mir gehandelt. Doch ist es unmöglich, daß wir dies Verwandtschaftsverhältnis ändern.“

„Lissy“, sagte Bodo von Reizenstein, „vergib nicht, daß auch ich nur ein Mann bin.“

„Das wäre ja weiter nicht schlimm“, erwiderte die Jungfrau, „wenn Sie nur nicht ein so alter Mann wären.“

„Lissy!“ schrie Bodo, und die Wanduhr blieb vor Schreck stehen. Bodos Zornader schwall an und trat übers Ufer. Drohend erhob er die Faust zum Schlag. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht just Fridolin, der fröhliche Gärtnerbursche, in dem Salon, in dem diese Szene natürlich spielt, getreten wäre.

Bodos Zornader bebte. „Hinaus mit dir, du alberner Gärtner. Wie kannst du's wagen, mit eisenschlagenden Schuhen auf dem Parkettfußboden herumzutampeln!“

„Ich will“, sagte Fridolin, „meine Lissy vom Tyrannen befreien.“

Bodo erbläute. Hierauf ging ihm ein Licht auf. „Du undankbare Natter!“ rief er mit schriller Stimme, „verlaß Schloß Reizenstein!“ „Das sowieso“, sagte Fridolin, legte den Arm um, beziehungsweise auf Lissy und ging einer ungewissen, aber schönen Zukunft entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Hammond-Norden



Holzschnitt

Bold

Das Lächeln

Von Rudolf Spitz

Kürzlich erhielt ich ein Büchlein. Titel: Hygienische Morgen-toilette von Sanitätsrat Heinz Lux.

Das Büchlein enthielt ein neues Turnsystem, dessen Vorteil in seiner Bequemlichkeit lag — alle Bewegungen werden im Bett, liegend, ausgeführt, gleich nach dem Erwachen. Kein Laufen, kein Abbrackern am Beck, keine Sprünge usw., das ist viel zu beschwerlich. Jetzt wollen wir lieber ein Turnen im Liegen haben und in ein paar Jahren sind wir hoffentlich so weit, daß wir uns darauf beschränken, uns die verschiedenen Bewegungen nur zu denken und schon dabei gedeihen.

Also das System Lux gipfelte in einer Übung, die bisher im Turnen unbekannt war.

„Nach Ausführung des Systems im Bette stehe auf, gehe vor einen Spiegel und nimm ein fröhliches Aussehen an. Behalte dieses Aussehen den ganzen Tag, was auch geschehen mag.“ Ich studierte den Paragraph dreimal durch und erkannte, daß er mehr wert war, als sämtliche Bewegungen miteinander.

Ich entschloß mich also für die Fröhlichkeit. Ich formte meinen Mund zu einem Lächeln, einem ungezwungenen Lächeln, gewinnend, sympathisch und strich die Falte zwischen meinen Augen weg.

Ich sah aus, als hätte ich in der Lotterie gewonnen, oder als hätte mein Feind — nicht gewonnen. Nach einer Weile spannte es im Gesicht, aber ich hielt aus, und mit freundlichem Lächeln und fröhlichen Augen trat ich an den Frühstückstisch. Meine Familie war vollzählig versammelt. Felix und Edmund, meine Söhne, stießen sich neckisch mit den Füßen und meine Frau strich gerade ein Butterbrot für Liesl, die auf dem Tisch stand und eben eine Tasse Schokolade umwarf.

Ich aber behielt die freundliche Maske bei. Meine Frau sah mich verwundert an und sagte:

„Du siehst so komisch aus, Rudolf, ist dir nicht wohl?“

„Ausgezeichnet, Liebling“, sagte ich und lächelte strahlend.

Meine Söhne sahen mich an und meine Tochter sah mich auch an, und ihre Augen wurden groß vor Erstaunen — solche ein Morgenlaune hatten sie noch nie bei ihrem Vater gesehen. Nach einer Weile sagte meine Frau: „Der Gasmann kommt heute. Es macht RM. 18.—.“

„Ich schwärme für Gasmänner und RM. 18.— ist billig.“

Meine Frau erleichte. Das war ihr neu. Schnell fügte sie hinzu:

„Und dann muß ich der Schneiderin 60 RM. bezahlen.“

„Natürlich mußst du das“, sagte ich. „Ich habe mich schon danach geseht, dir das Geld zu geben.“

Wir aßen das Frühstück unter allgemeiner Heiterkeit und als ich fortging, ging ich mit dem Bewußtsein, ein anderer Mensch zu sein.

Ich bestieg die Elektrische, um ins Büro zu fahren.

Ein alter Bekannter, den ich Jahrelang nicht gesehen hatte, kam herein und setzte sich neben mich.

„Guten Tag, wie geht's dir, du siehst ja so vergnügt aus? Ist dir was Spassiges passiert?“

„Ach wo“, sagte ich, „man kann doch auch vergnügt aussehen, ohne es zu sein.“

„Soso, das ist mir neu.“

„Jaja“, sagte ich, „es gibt doch auch Menschen, die intelligent aussehen, ohne es zu sein.“

Mein Bekannter zuckte zusammen und sagte: „Versuche nur nicht witzig zu sein! Das sollte wohl ein Hieb für mich sein!“

„Ich habe nie behauptet, daß du intelligent aussehst“, lächelte ich und lächelte genau so freundlich wie vorher. —

Mein Freund stieg aus.

Direkt mir gegenüber saß eine junge Dame. Sie war wirklich sehr hübsch. Ich sah sie mit meinem strahlenden Lächeln an, worauf sie tief erröte. Ich sah sie immerfort an, bis der Herr neben ihr sagte:

„Kennst du den Herrn, Anna?“

„Nein“, sagte Anna.

„Dann ist es höchst unverschämt von ihm, eine unbekannte Dame zu beleidigen!“

Ich erhob mich und stieg aus, denn ich wollte keinen Streit verursachen.

An der Haltestelle stand meine Tante. Sie trug den rechten Arm in einer Binde und sah leidend aus.

„Wie gehts?“ fragte ich.

„Wie es geht?“ sagte meine Tante. „Ich bin von der Leiter gefallen und habe mir den Arm gebrochen und will jetzt nach der Klinik. Dabei ist übrigens nichts zu lachen.“

„Ich lache ja gar nicht, Tante“, sagte ich, „ich lächle. Ich sehe froh aus. Wenn wir alle fröhlicher aussehen würden, dann wäre es viel besser auf der Welt. Wenn zum Beispiel, du, Tante, jetzt froh aussähest, dann würde dich der Arm nicht so schmerzen.“

„Schon als du ein kleiner Junge warst, habe ich deiner Mutter gesagt, daß du ein Lämmel werden würdest und ich habe recht behalten. „Mach daß du fortkommst!“

Ich ging ins Büro. Als ich ins Wartezimmer kam, saßen drei Leute da, die Empfehlungen haben wollten, sechzehn Personen denen ich ihre Manuskripte durchsehen sollte, acht Personen die mich zu mittig einladen und zwei, die Geld von mir pumpen wollten.

Ich blieb an der Tür stehen und mit einem Schlag kehrte mein altes, ernstes Aussehen wieder und mit grollender Stimme verkündete ich: „Der persönliche Empfang fällt heute aus!“

Dann ging ich ins Privatzimmer und schrieb einen Brief an Sanitätsrat Lux, worin ich ihm mitteilte, daß sein neues Turnsystem mit dem fröhlichen Lächeln untauglich sei. Wenigstens für Geschäftsleute.

HERZVERTRAUEN

Wirst du dich finden,
Windfrühling weht,
Welt ist groß.
Welke geht
Über Feld und Weg.

Licht flieht
Und Sonne scheint,
Leben ist gut,
Was auch geschieht.
Schattenlos rein
Im Grabe ruht
Von Sorge und Liebe dein schmales Sein.

Die Jahre warten nicht,
Noch ist es Zeit,
Hab' dein Gesicht,
Atme, befreit.
Schweige nicht still,
Wenn dein Herz, dein Herz
Gewähren und leben will.

Wolfram Dieterich



Die Au in München

Reinhold Winkler

Von dem Berge fließt ein Wasser . . .

Von Günther Reißer

Nicht immer sind es die großen Begebenheiten des Krieges, die sich mahnend in den Vordergrund der Erinnerung drängen: Vielmehr fällt uns alten Kriegskumpanen mitunter das anscheinend Kleine, Nebensächliche in den Sinn. Und wenn wir dann die Augen schließen und still in uns hineinlauschen, wird die leise, schüchtern Stimme klar und deutlich, bis mit einem Male, ungerufen und trotzdem unprätentiös gegenwärtig, irgendein Erlebnis aus dem versunkenen Vergessen sich reckt und uns wunderbar ans Herz rührt; so daß wir meinen, eben erst selb gesehenen, was langer Jahre Kampf und Not zugedeckt. —

Flandern Eintausendneuhundertundachtzehn — —. Wir lagen im Ruhequartier südlich Baillieu, glücklich über das herrliche Strohlager in der Holzbaracke, die im heimeligen Schatten eines Kiefernbruchs errichtet war. Und ich weiß es noch, als sei's gestern oder heute erst gewesen, wie wundersam mir ums Herz wurde, da ich nach langen Monden die erste Lerche wieder singen hörte, droben im blauen Frühlingshimmel, zu dessen ziehenden Lämmerwolken der ewige Krieg Mord und Vernichtung trug. Hier aber war Frieden, und wenn es auch ein eingebildeter war, und wenn wir auch wußten, daß die harte Pflicht und das Gesetz in unserer eigenen Brust nur zu bald den mahnenden Weckruf bringen würde, in die Bresche zu treten und weiter auszuhalten: Wir sogen mit tiefen Atemzügen den würzigen Balsam ein, träumten uns hinein in eine andere Welt, und wir waren, wenn wir die Augen ganz fest zumachten und der Lerche lauschten, nicht im fernen Flandern mehr: Deutschland war um uns mit all seinem Glück und Leid, um uns, weil es im rasenden Toben der Schlachten immerdar in uns gewesen war. Abends dann, wenn der fallende Tag einen rosaroten Schleier über den Horizont spannte, wenn die Lerche schwieg und noch der letzte Klang ihres Helmateliedes in unsern harten Herzen nachkitzelte, saßen wir im Kreise vor der Waldlichtung, schwiegen hinein in die aufdämmernde Nacht; bis all das unfaßbare Glück und all unsere unfaßbare Sehnsucht den Liedern Raum gaben, die wir sangen.

Und mancher, der fröhlich mitgesungen, hat später dann in nachtdunkler Baracke heimlich die Zähre von der rauhen Bart-

stoppel geschweicht, mancher, den seit zwanzig Jahren der Rasen deckt, oder die braune Ackererde, mancher auch, den das Geschick heimwärts führte und der heute wieder in Reih und Glied steht, mit dem ganzen Volk marschiert.

Und wahrhaftig: Es bracht sich niemand ihrer zu schämen. Von dem Berge fließt ein Wasser . . .

Das letzte Lied war's an jenem Abend, der uns den Marschbefehl für den kommenden Morgen brachte. Und das letzte sicherlich, das mein Kamerad gesungen, mit dem ich treulich teilte, was die Feldpost uns brachte. Denn schon am nächsten Abend, kaum daß wir uns in der neuen Stellung drunten im Tal der Lys eingerichtet hatten, griff das Geschick mit würgender Faust nach dem jungen Leben des kaum Achtzehnjährigen: Eine Schrapnellkugel durchschlug seinen Helm und ließ ihm nur Minuten noch des Bewußtseins.

Und diese letzten kargen Minuten — haben wir sie dir nicht wunderbar leicht gemacht, Heinrich Möricke? Siehst du: Nun ist mir dein Name doch entschlüpft, aber du wirst mir drum nicht böse sein.

Du lagst vor mir, einen elenden, hilflosen Verband um das zerschlagene Haupt, aus dem es unaufhaltsam sickerte. Und erst bettelte deine Augen, und wir wußten deinen Wunsch nicht. Bis du dann doch noch Worte formen konntest — mühsam — röhelnd — Worte, die die letzte kleine Spanne Frist gewiß noch verringert haben — die dich aber dennoch glücklich machten: Dich und uns. Freilich ist es ein besonderes, ein schmerzhaftes Glück: Den letzten Wunsch eines Sterbenden zu hören, und ihn sogleich erfüllen zu können — — — „Singt mir das letzte Lied von gestern abend — — —“

Draußen stiegen die Rauchfontänen einschlagender Achtundzwanziger turmhoch in die zerrümmerten Wolken; inmitten des rasenden Orkanes hockten wir zu viert im notdürftig abgeschirmten Granattrichter: Drei Lebende und ein Sterbender, sahen aneinander vorbei, um es uns nicht noch schwerer zu machen, und sangen so leise wir konnten, das Lied von dem Wasser, das vom Berge rauscht — — —

Der Clown Ermanno

Erzählung von Ilka v. Petényi

Ermanno, einer der zahlreichen dummen Auguste des Zirkus Minetti, hat seit dem Beginn seiner nun bald 10 Jahre währenden „Künstlerlaufbahn“ so viel blödes, dem Publikum gefälliges Lachen und Grinsen produziert, daß ihm fürs Privatleben sogar das kleinste, bescheidenste Lächeln abhanden gekommen ist. Zu einer Solonummer hat er es noch nie gebracht, im Verein mit seinen vier Kollegen soll er den Zirkusbesuchern die Pausen zwischen den einzelnen Darbietungen zu einer angenehmen, lustigen Abwechslung machen.

Die andern Vier — einer immer kleiner als der andere (Schnurz, der Kleinste, ist Liliputener), sind beweglicher und humoriger als Ermanno, bringen immer das Neueste, während er, der Familie hat, sich mehr müht als jene, jedoch weniger belacht wird.

Seine Witze und Ulkereien haben schon einen ziemlich „langen Bart“ und werden hauptsächlich von Kindern belächelt.

Der Clown Ermanno ist ein guter Kerl und stets hilfsbereiter Kollege und von der Schulreiterin, der Tochter des Direktors angefangen bis zu den 3 Manillas, den Königen der Luft, haben ihn alle gern. Aber was nützt das? Die Direktion braucht „Sensationen“ und eines Tages wird einer kommen, der die Lachmuskeln des Publikums besser in Bewegung zu setzen versteht und ihm, dem kleinen Spaßmacher, das Engagement wegschnappen.

Die Abendsonne liegt freundlich auf den Dächern, in den zartbegrünnten Vorgärten zwischern Amseln ihr flötensüßes Abendlied und die Wimpel über der Zirkuskuppel flattern lustig. Trotz des frühlinghaften Wetters strömen die Besucher zahlreich wie nur je zur Vorstellung.

Ermanno, noch todernster wie sonst, sitzt in dem ziemlich kahlen Bretterraum, der ihm und den anderen Clowns als Garderobe

dient, vor dem Spiegel und verwandelt mit Hilfe des Schminkstiftes seine ersten Augen in lächerliche Kreuzchen, seine Augenbrauen in zwei mustergültige accents circonflexes, wie sie der Franzose über das Wort „hôtel“ setzt und den schmalen Mund mit den müden energielessen Linien in eine einzige gutmütig und blöde grinsende Grimasse.

Während er in die unförmig weite, karierte Hose und schlotternde, grelle Jacke fährt, denkt er an seine Frau, die jetzt im winzigen Raum des Wohnwagens am Bett seiner todkranken, kleinen Tochter sitzt, die sich bei der großen Wasserpantomime im vergangenen Monat eine Lungenentzündung geholt hat. Heute abend fällt die Entscheidung, ob die Kleine durchkommt, hat der Arzt gesagt.

Und er, Ermanno, muß auftreten, lachen, Geld verdienen und Purzelbäume schlagen und abermals grinsen und sich von dem Schimpansen Jonny rohe Eier ins Gesicht werfen lassen, damit die Leute auf ihre Kosten kommen und seine kleine Familie nicht verhungern muß.

Und wie lange wird der Direktor noch zuschauen, wenn er, Ermanno, nichts Neues und Amüsantes zu bieten vermag?

Draußen stopt die flotte Musik, Applaus dringt bis herein, Pferdehufe trappeln durch den Gang, um anderen vertrauten Tönen, Stimmengewirr, Kettenrasseln und hastenden Schritten Platz zu machen.

Schnurz, Ermannos Kollege, klein, verwachsen und beweglich, reißt die Tür auf:

„Mensch, Hermann, wo steckst eigentlich? Unsa Auftritt ist dran“ und stülpt dem verwirrt Aufschauenden den Miniaturzylinder aufs kahle Perückenhaupt.

„Dalli, dalli — der Stallmeister knurrt schon — Madame Madelon, das telepathische Wundermädchen, tobt, det se'n Zuch vasäum, det dumme Ludl!“

Am Vorhang zur Manege zerrt plötzlich jemand an Ermannos Ärmel. Des Clowns Gesicht wird fahl unter der Schminke, als er in das aufgelöste, tränenüberströmte Antlitz seines Weibes sieht.

„Hermann — um Christi willen, komm heim, unser Kind stirbt“, zittert es von den bleichen Lippen. Ermanno zuckt zusammen — er will Anna an der Hand packen, mit ihr gehen...

Der Direktor kommt vorbei: „Na, wird's bald, Ermanno? Wenn Sie jetzt auch noch unpünktlich werden — na, Sie wissen schon!“ Der Clown versteht nur zu gut, Dem Direktor sich anzuvertrauen, dazu fehlt ihm Mut und Zeit.

„Mann, komm doch!“ fleht die Frau mit erstorbener Stimme, vor Verzweiflung blind und taub für alles, was sie herum vorgeht. „Das Kind bettelt so nach dir — denk doch, sein letzter Wunsch.“ Ein wehes Schluchzen beendet den Satz.

Ermanno sieht alle, die Ballettmädchen, den Stallmeister, Schnurz, die Kollegen und die indische Schlangendame, die ihn teils mitleidsvoll, ängstlich und verständnislos anblicken, stier an — streicht dann wie eine mechanische Figur seiner Frau übers Haar und küßt sie auf die Stirn. „Gib das unserem armen Engelchen.“ Führt dann das fassungslose, bebende Geschöpf an die hintere Ausgangstür, um auf dem Rückweg zur Manege mit Madame Madelon zusammenzustoßen, einer goldfischblond gefärbten, überschulenkten Französin mit Kokainaugen, die gerade mitten in einem hysterischen Anfall ist und, ungeachtet, daß sie das Programm umstößt, augenblicklich auftreten will, obgleich die Pause drinnen noch zu Aufräumungsarbeiten benützt wird.

Weil sie den Clowns Schuld an der Verspätung gibt, überschüttet sie dieselben mit Schmähungen, die mit Brocken schlimmsten Marseiller Dialektes untermischt sind.

Ermannos Gesicht ist eine einzige Fratze. Als die rasende Hellscherin nicht aufhören will, geht er auf sie zu, hebt die Strampelnde hoch und sperrt sie in ihre eigene Garderobe. Dann bricht er in ein gelles Lachen aus, welches ihm immer einige kleine Erfolge zugezogen hat, weil er es dann gurrend, wie eine Turteltaube, mit einem naiv-erstaunten Gesichtsausdruck mit dem



Holzschritt

Bold



Altes Städtl

Reinhold Winkler

Atem nach innen zog, daß es in einem komischen Jodellaut endete.

Und jäh abbrechend, während Augen, Nase und Mund erschreckend starr werden, watschelt er, gefolgt von den vier radschlagenden, kichernden, plappernden Genossen in die Manege.

Direktor Minetti erlebte an diesem Abend ein Wunder, das ihm in seinem erfahrungsreichen Zirkusleben noch nicht geschehen war.

War das noch der kleine unbedeutende, dumme August, den er schon zum Teufel jagen wollte, weil seine dämliche Allerweltsfratze weiß Gott das Publikum eher anödete, als unterhielt?

Dieser todernste, satyrische Witzbold — dieser keine Miene verziehende, glänzende Parodist — dieser traurige, köstlich erheitende, melancholische Pechvogel, der die Tücke des Objekts mit tieferem Humor und lächerlichem Ernst durch sich selber dozierte und dessen steinerne Unglücksmiene im Gegensatz zu dem meckernden Getölpel seiner Kumpane zu immer stärkeren Lachsalven und begeistertem Beifall hinriß?

Was war in den Mann gefahren? Das war ja eine Entdeckung, die sich warm zu halten unbedingt lohnte.

Zum zwölften Male hervorgerufen, brach der Clown Ermanno hinter dem Vorhang zur Manege zusammen. Tränen liefen über sein steinernes Gesicht. Der Direktor selber, unterstützt von seiner Tochter Herma, flößte ihm Kognak ein — wollte ihn ins

Büro führen. Ermanno sah und hörte anscheinend nicht. Wie er war, in seinem grellen Pludergewand, dem mehligem, schwarz- und rotlinierten Gesicht, mit den Tränenrinnen auf den dickgeschminkten Wangen, ging er hinaus, von Schnurz unterstützt, zu dem kleinen Wohnwagen in der Ecke, in dem noch mattes Licht brannte. Die Fensterchen waren zu.

„Die Frau muß drauß vergessen haben“, murmelte Ermanno, der Clown. „Man öffnet doch die Fenster, wenn eins gestorben ist.“ Schnurz drückte beschwichtigend seinen Arm.

Drunten schlief Anna, den müden Kopf an den kleinen Geschirrschrank gelehnt und — und — Ermanno hätte beinahe wie ein Trunkener das Gleichgewicht verloren — Angela, die Kleine, lag schneebleich in ihrem Bettchen, aber — sie atmete und schlief. Hinter den Männern kam der Zirkusarzt.

„Sie hat die Krisis überstanden. Ermanno, ich gratuliere Ihnen!“ Und er drückte dem Clown die Hand. Der hatte gar kein Ohr für den Doppelsinn der Worte. Ahnte noch gar nicht, daß über Nacht aus Ermanno, dem dummen August, der große Clown Ermanno geworden war, der bald als Star der größten Varietés der ganzen Welt Ruhm und Geld scheffeln würde.

Ein weiches Lächeln ging über sein seltsames Automatengesicht — von nun an durfte Lachen und Lächeln das zarteste Geheimnis dieses zerfalteten, vergewaltigten Menschengesichts sein.

„Engelchen, Liebes“, sagte der Vater und lächelte zum zweiten Male.

Warum blindrasieren?



Rasieren ohne
Seife, Pinsel, Schaum
mit
Rappid
kein Brennen
kein Saunen
Barbierverschöner
in 20 Sekunden
DERMATOLOGISCH-
fachärztlich geprüft

Kein Depilatorium.
unschädlich, geruchlos, hautpflegend.

Sparpackung (ca. 200 Rasuren) nur
M. 1.65 und Porto vom Alleinhersteller:
PHARMAKON G.m.b.H., München,
Herrnstr. 10/1 Postsch. München 4722
Verkaufsstellen an Friseur- und Fach-
geschäfte u. Vertretungen zu vergeben

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine befondere Note

Darüber hinaus
gibt Ihnen ein kleines Bild
unserer Leistungsfähigkeit

Graphische Kunststalt W. Schütj München

Rechenstraße 8-10 Fernsprecher Nr. 20763

Zeitschriften-Vetreter

zum Vertrieb bekannter
und lohnender Hefte
gesucht. Angebote unter
J 216 an den Verlag der
„Jugend“.

Bannendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilnerstr. 35



In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Bildnis Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner feinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hochjährlige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henze: Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Alben und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo ausgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verlebendeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für große Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchselosen Reimerlein werden vor
allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Bruchleidende

benützen meine neuesten Patente (DRP
530002 u. Ausl.-Pat. 1.) Kein Herausziehen,
in entsprechend, getragenen Fällen Beseitigung
des Bruches; Anwendbar bei beiden
Geschlechtern (jetzt. Alters ohne Berufs-
störung, ohne Schmerzen, ohne Opera-
tion, ohne Einspritzung bei allen Bruch-
arten. Medizinertüchtigkeit. Begleichung
durch Prof. Geh. Medizinalrat Dr. L. Köllz,
Ermannshain b. Lpzg., v. 24. V. 30. Aner-
kennungen, Referenzen zur Einsicht auf-
liegend. Auskunft u. Druckschrittenver-
schlüssel unverbindl., kostenlos, gratis
frei durch den Erfinder u. Patentinhaber
F. G. Stroffeneder, Fürstenfeldbruck b.
München, Schöngarteninger Str. 38. Nie-
derlassung München: Schützenstr. 4,
jeden Samstag u. Sonntag von 8-2 Uhr.
Augsburg, Nürnberg, Regensburg, auf Anfrage

HYPAGIN-TEE

der Harnsäure lösende
Kärlutertees zur

Entgiftung
Entsäuerung
Entschlackung
des Körpers

In allen Apotheken erhältlich
Fordern Sie Gratisprobe und
Prospekt an vom Hersteller:
LUDWIGS-APOTHEKE
München Neuhäuserstr. 8

Ein Excerpt aus dem Volkob
Lied in seiner ursprüngl.
Form.

WERDE MITGLIED DER NSV



„Ohrenschmaus“

Wahre Geschichten

Der siebenjährige Hans hat ein Brüderchen bekommen. Er wird für einige Zeit aufs Land geschickt zu Onkel und Tante, einem kinderlosen Ehepaar. Dort fragt man ihn in der üblichen Weise über den Klapperstorch aus, was der ihm mitgebracht habe u.s.w. Hans geht gutmütig auf die Unterhaltung ein. Wie er aber nach Hause kommt, ist seine erste Bemerkung: „Jetzt weiß ich auch, warum Onkel und Tante keine Kinder kriegen. Die glauben noch an den Storch!“

In einer Familie, wo der Sohn 16 und das Töchterchen 14 Jahre alt ist, stellt nach so langer Zeit der Storch sich wieder ein. Um die Harmlosigkeit des sehr geweckten Mädchens zu schützen, wird dies einige Monate vor dem Ereignis zu Verwandten geschickt, den Jungen behält man wegen seiner großen Kindlichkeit im Hause. Eines Tages bringt der Storch einen Jungen. Der Vater setzt ein langes Telegramm auf, um seiner Tochter das freudige Ereignis mitzuteilen. Er versieht seinen Sohn mit dem nötigen Geld und schickt

ihn zum Telegraphenamt. Nach einiger Zeit kommt Walter zurück und überreicht dem Vater übriggebliebenes Geld. Dieser ist sehr erstaunt: „Ja Junge, was hast du denn gemacht; du konntest doch kein Geld zurückbringen, ich hatte ja den Preis der Depesche genau berechnet!“ „Ach Vater, warum der lange Quatsch, ich habe Paule einfach despatchesiert: „Wette gewonnen, ein Junge. Walter.“

Ein Pfarrer im Hessenland veranstaltete unter anderem auch einmal einen Familienabend für die ihm anvertrauten Schäflein. Er erzählte ihnen etwas von Ludwig Richter und zeigte ihnen dessen Werke in Lichtbildern. Der Abend verlief gemütlich bei Kaffee und Bier. Am anderen Morgen traf er einen seiner Schutzbefohlenen, der auch dabei war, und frag ihn, wie es ihm gefallen habe. „Herr Parre, es wor schien, wunnerschien, unn doch anstännig!“

Ein Gymnasialprofessor fragt in der Physikstunde der Oberklasse: „Wagner, können Sie mir sagen, bei welcher Temperatur das Wasser gefriert?“ Der Schüler

schweigt verlegen. „Nun, das wissen Sie also nicht. Was wollen Sie denn eigentlich einmal werden?“ Der Schüler antwortet: „Jurist, Herr Professor.“

„Ach so, da brauchen Sie es allerdings nicht zu wissen, da nehmen Sie einfach einen Sachverständigen!“

Erlauschtes

Karl und Hermann, beide fünfzehnjährig, unterhalten sich über die Liebe:

„Du, Hermann, hast du auch schon einmal poussiert?“

„Ja, unserer Köchin hab' ich neulich einen Kuß gegeben, aber ich hab' gleich gemerkt, die wahre Liebe war das nicht!“

Chlorodont

die Qualitäts-Zahnpaste



Der Lyriker im Frühling

E. Niemeyer-Moxter

Das Märchen von den sechs seltsamen Räubern

VON GUNTER GROLL

Es waren einmal sechs seltsame Räuber. Sie trafen sich jeden Samstag am Sumpf, und jeder von ihnen trug vor dem Gesicht eine Maske aus gelber Seide und um die Schultern einen schwarzen Mantel. Wenn sie dann hintereinander den schmalen Pfad durch den Sumpf schritten, leuchteten ihre gelben Masken durch die braune Stille wie das sechsfache magische Abbild des einsamen Mondes, und die Mäntel wehten um ihre Schultern wie die Schattenflügel großer, gelbgesichtiger Raubvögel.

Diese sechs Räuber kannten einander nicht, denn sie sahen sich nur in Mantel und Maske. Sie wußten nur, daß sie sechs waren an Zahl, und daß jeder der Sechs ein guter Gefährte und zuverlässiger Räuber war, und es schien ihnen, als gäbe es in der Welt nur sechs solcher Mäntel und sechs solcher Masken. Sicher aber war es ihnen, daß es nur sechs solcher Räuber gab.

Eines Samstag nun trafen die sechs seltsamen Räuber sich wieder am Sumpf. Sie begrüßten sich mit ihrem Gruß, überflogen prüfend ihre nachtschwarze Reihe und den matten Glanz der Seiden-

masken — und es geschah, daß sie alle ein namenloses Grauen packte. Denn statt sechs waren es nunmehr sieben.

Sieben seltsame Räuber starrten sich an. Erst wollten sie sich die Masken abreißen, aber dann erinnerten sie sich, daß sie sich ja nicht kannten und daß sie die Masken also ruhig auch aufbewahren konnten, und daß sie niemals wissen würden, wer der siebente war.

Keiner traute dem andern. Schweigend standen sie da, im Dunkel des bräunlichen Sumpfes, ihre Masken leuchteten wie das siebenfache magische Abbild des einsamen Mondes, und ihre Mäntel wehten im Wind wie die Schattenflügel großer, gelbgesichtiger Raubvögel. Und die Unken riefen.

So standen sie da, sieben seltsame Räuber, und einer war keiner. Sie schwiegen und atmeten. Und noch, als die kupferne Scheibe der Sonne aus dem Sumpfe tauchte, standen im wehenden Schilf sieben schwarze, gelbgesichtige, seltsame Räuber ...